

Giorgio Bassani – Die Gärten der Finzi-Contini

von Michael Kleeberg

Schreibt man allmonatlich über die Bücher seines persönlichen Literaturkanons, über Bücher also, die man bewundert und gerne rühmt, stellt sich einem irgendwann automatisch die Frage, ob man sie denn tatsächlich alle gleichermaßen hochschätzt und liebt. Es stellt sich die – im Grunde unsinnige – Frage nach einer Hierarchie, es stellt sich die berühmte Inselfrage: Welche zehn, welche fünf oder drei würdest du als einzige dir für den Rest deines Lebens verbleibende Lektüre mit auf jene einsame Insel nehmen, auf der man vermutlich, viel dringender als jedes Buch, einen Stromanschluß, einen Wasserreiniger und einen guten Caterer bräuchte.

Nun, man liebt sie überhaupt nicht alle. Manche achte ich „nur“, schätze sie, bewundere sie von Fachmann zu Fachmann für ihr gediegenes Handwerk, ihre Sprachkunst, ihren originellen Zugriff auf die Probleme der „condition humaine“. Aber es gibt eben ein paar, die man – und das ist viel eher abhängig von einem selbst als von ihnen – liebt wie man eigentlich nur Menschen lieben sollte, und manchmal mehr als die meisten Menschen.

Zu diesen Büchern, zu diesen zehn, fünf oder drei, gehört für mich Giorgio Bassanis Roman „Il Giardino dei Finzi-Contini, eigentlich „der“ Garten, aus dem aus unerfindlichen, aber irgendwie nachvollziehbaren Gründen in der deutschen Fassung, von Herbert Schlüter vorzüglich übersetzt, mehrere geworden sind: „Die Gärten der Finzi-Contini“.

Wann immer ich diese Liebe erklären will, behelfe ich mir mit dem vagen Wort von der „Magie“, die dieses Werk besitzt und ausstrahlt, aber vielleicht ist es an der Zeit, mir einmal selbst zu erklären, was ich damit eigentlich meine.

Giorgio Bassani wurde 1916 zwar in Bologna geboren, verbrachte aber seine Kindheit und Jugend in Ferrara, der Stadt in der Poebene, zu deren Chronisten er wurde. Fast sein gesamtes Werk, daß er sehr früh schon, in den sechziger Jahren abschloß, um schließlich 84 jähig in Rom zu verdämmern, ist ein Zyklus einander berührender, ineinander verwobener Geschichten aus dem Ferrara der faschistischen Epoche bis zum Krieg. Die Figuren in den Erzählungen der „Ferrareser Geschichten“, die Tragödie des homosexuellen Arztes Fadigati in „Die Brille mit dem Goldrand“, das Törleß-artige Pubertätsdrama „Hinter der Tür“ und eben „Die Gärten der Finzi Contini“ – sie alle rufen das Ferrara der dreißiger Jahre auf ebenso intensive Weise wach wie Proust sein Combray.

Und noch eine Verbindung gibt es zwischen dem Sucher nach der verlorenen Zeit der französischen belle époque und dem melancholischen Wiedererbauer des versunkenen Ferrara: Beide erzählen sie Geschichten von der assimilierten jüdischen Mittelschicht ihres jeweiligen

Landes, beide erfassen sie akribisch die Situation der Juden zwischen Anpassung bis hin zum chauvinistischen Nationalismus und Ausgrenzung bis hin zur Ermordung.

Hier aber liegt auch der Unterschied: Während Proust sein früher Tod davor bewahrte, Zeuge der versuchten Vernichtung der europäischen Juden werden zu müssen, ist für Bassani die Chiffre „Auschwitz“ der Dreh und Angelpunkt seiner Literatur – ihr Endpunkt, denn alle Geschichten vom jüdischen Bürgertum Ferraras enden, selbst da, wo die Helden seiner Romane Deportation und Ermordung entgehen können, zwangsweise an dem Ort, vor dem verstummen muß, wer von der Symbiose zwischen Juden und Nichtjuden in den zivilisierten Ländern Europas gesprochen hat: in den Konzentrationslagern und den Verbrennungsöfen des Nazismus.

Das Wissen um diesen Abgrund, der die Zeit in „vorher“ und „nachher“ teilt und über den keine Brücke zurück führt, gründiert „Die Gärten der Finzi-Contini“ mit einer Tragik, die gar nicht groß ausgeführt werden muß, um die gesamte Geschichte, auch in ihren komischen, auch in ihren romantischen Passagen in tiefe Melancholie zu tauchen. Bassanis Ich-Erzähler, der sich zwanzig Jahren zurückerinnert, um sie zu heraufzurufen, verfährt zu Beginn ganz ähnlich wie der Erzähler von Thomas Manns „Zauberberg“, der ebenfalls eine Geschichte von „zuvor“ schildert, nur daß es sich da um den Ersten Weltkrieg handelt, der die Zäsur bildet, nicht um die Shoah: „Die hochgradige Verflorenheit unserer Geschichte“, heißt es im „Zauberberg“, „rührt daher, daß sie *vor* einer gewissen, Leben und Bewußtsein tief zerklüftenden Wende und Grenze spielt... wenn auch nicht lange vorher. Aber ist der Vergangenheitscharakter einer Geschichte nicht desto tiefer... je dichter „vorher“ sie spielt?“

Dieses beständige Gefühl von Unwiederbringlichkeit ist einer der Gründe für die Magie, den Magnetismus, den dieses Werk ausstrahlt. Es erzählt von der exzentrischen jüdischen Großbürgerfamilie Finzi-Contini, deren weitläufiges Anwesen in Ferrara in den Zeiten zunehmender Ausgrenzung der Juden aus dem gesellschaftlichen Leben der Stadt ein Treffpunkt für die jungen Leute wird, die sich anderswo nicht mehr treffen können und dort zwischen Tennis und Unterhaltungen über Literatur die Zeit totschiagen. Und es erzählt von der Freundschaft – oder ist es Liebe – des Ich-Erzählers zur charismatischen Tochter des Hauses, Micòl.

Bassanis Beschreibungskunst – der Menschen, des Gartens, der Straßen -, ist stupend. Wandert man mit dem Buch in der Hand durchs heutige Ferrara, so scheint der Text authentischer als die Stadt. Der spröde, ruhige Ton, in dem er die Psychologie seiner Figuren mehr andeutet als entschlüsselt, in dem er ihre jeweilige, ganz eigene Sprache mitsamt ihren Ticks und Eigentümlichkeiten hörbar macht, all das bildet zusammen ein musikalisches Opfer in Moll, dessen Kombination aus Sehnsucht und Genauigkeit man sich nicht entziehen kann noch will.

Ist es Liebe oder Freundschaft, was den Erzähler und jene Micòl Finzi-Contini verbindet, die nie ganz von dieser Welt zu sein scheint, die nie ganz und gar in diese Welt oder gar in ein konkretes bürgerliches Glück in ihr gezogen werden wollte oder könnte? Von Seiten des Erzählers ist es gewiß Liebe. Eine Liebe mit all der zehrenden Eifersucht und dem Mißtrauen und dem Glauben-Wollen, das dazugehört und für die es nichts schlimmeres gibt als mit Freundschaft erwidert zu werden. Aber ist Freundschaft nicht das Beste, was Micòl zu geben hat?

Letztlich bleibt alles in der Schwebe. Liebt Micòl den Erzähler? Liebt sie einen anderen? Oder liebt sie nur, wie sie selbst sagt „le vivace et le bel aujourd’hui“ – das lebensvolle und schöne Heute? Von der ersten Seite an ahnen wir Leser, daß sie damit recht gehabt hätte, denn „keiner weiß, ob Micòl, ihr Vater, Professor Ermanno, ihre Mutter Olga und deren gelähmte uralte Mutter, die alle im Herbst 1943 nach Deutschland deportiert wurden, überhaupt ein Grab gefunden haben.“

© Michael Kleeberg